

LUXEMBURGENSIA / KRIMINALGESCHICHTEN

Die Liebe als offenes Kunstwerk

Raoul Biltgens dialektischer Roman „Jahrhundertsommer“



© Guy Helminger

Digo Chakraverty

Literarische Fiktionen sind virtuelle Realitäten. Dabei stellt sich umgehend die Frage, ob es überhaupt andere als virtuelle Realitäten gibt - ist doch die Wirklichkeit nichts anderes als das, was unser Gehirn aus den Reizen konstruiert, die ihm unsere Sinnesorgane zuliefern. Dass Buchstaben, schwarze Striche auf Papier, in ihrer sensorischen Kargheit ganze Welten in unseren Gedanken entstehen lassen können, ist ein grundlegendes Faszinosum der Literatur.

Für die Weltenschöpfung im Leserhirn ist auch keine inhaltliche Opulenz nötig, wie Raoul Biltgens Roman „Jahrhundertsommer“ belegt. Der Text wirkt, als habe der Autor zunächst einen ausufernden Liebesroman geschrieben und dieser sei anschließend in der Hitze des titelgebenden Jahrhundertsommers 2003 zu seiner Essenz eingedampft. Motive, historische und familiäre Hintergründe, soziale Beziehungen, sogar die inneren Monologe der Protagonisten und der wenigen Randfiguren: Größtenteils verflüchtigt. Alles muss raus. Das gilt auch für Metaphern und andere Elemente der Sprachkunst.

Übrig geblieben ist die Liebesgeschichte zwischen einem depressiven Studenten aus Wien und der Fahrerin eines Touristenzugs in Bregenz. Woraus diese Liebe besteht, außer Sex und wortarmer Zweisamkeit, gehört zum abgeworfenen Ballast der Geschichte. Es bleibt noch die

Andeutung, dass der namenlose Mann, seiner eigenen Ernsthaftigkeit überdrüssig, durch die unbenannte Frau jemand anders werden zu können glaubt. Die dann, was ihr der Verstand oder eine kluge Freundin auch geraten hätten, das Weite sucht. Sie flieht jedoch nicht vor der Instrumentalisierung als Werkzeug im Seelenkasten eines Lebensuntüchtigen, sondern, zumindest beim ersten Mal, ohne expliziten Grund. Und sie taucht genauso grund- und namenlos wieder auf. Wenn man sich nun vorstellt, dass in einer imaginären Urfassung des Romans ihre Beweggründe, Gedanken und Gefühle noch enthalten gewesen wären, kann man diese Schlichtheit als Zeichen für ein offenes Kunstwerk verstehen, das maximalen Mitschöpfungsspielraum für die

Leser eröffnet. Oder ist die Geschichte einfach nicht auserzählt, ist das Paradigma vom arbeitenden Kunden nun auch in der Literatur angekommen und wir müssen das Schreiben im Kopf übernehmen, so wie wir uns im Supermarkt selber abkassieren sollen? Der Rezensent ist unentschlossen, als habe sich die Passivität der männlichen Romanfigur auf ihn übertragen. Dessen Untätigkeit geht so weit, dass er sogar einen Selbstmordversuch unternimmt, indem er schlicht im Bett liegen bleibt. Da scheint sich der den Wienern häufig unterstellte misanthropische Humor dem Luxemburger Biltgen nach zwanzig Jahren in der österreichischen Hauptstadt anverwandelt zu haben.

Die Handlung spielt auf zwei Zeitschienen. Die erste startet in Wien damit, dass sich der von seiner Sommerliebe verlassene Protagonist eine Waffe kaufen möchte, die er später in eine aufwändige Suizidmechanik einbauen wird. Anschließend wird eine zeitlich davor angesiedelte Ebene eingeführt, auf der sich die beiden Liebenden in Bregenz kennenlernen. Dies geht dann abwechselnd in kurzen Kapiteln hin und her, wobei die erste Zeitebene der zweiten stets davon läuft. Prinzipiell funktioniert das erzählerisch und erzeugt Spannung, vermittelt gleichzeitig auch eine gewisse Kunsthandwerklichkeit, als habe der Autor die ursprüngliche Chronologie in der Mitte aufgetrennt und die Kapitel abwechselnd, jeweils vom Anfang und der Mitte beginnend, hintereinander gelegt, ein legitimes und im Zeitalter elektronischer Textverarbeitung naheliegendes Verfahren. Diese Zeitstruktur verlangt dem Leser gegen Ende hin noch einmal dialektisches Vermögen ab, wenn ein logisch unmögliches Ereignis eintritt, das entweder als Konstruktionsfehler oder als erzählerischer Trick für das Zusammenkleben der Zeitschienen zu einer Art Möbius-Schleife verstanden werden kann. Beides kann man für möglich halten, einschließlich der Option, dass der Autor eben

dieses Rätselraten erzeugen möchte.

Dennoch stellt sich die Frage, ob nicht konsequenterweise die eine oder andere Randfigur oder Traumsequenz ebenfalls der Auflösung hätten anheim fallen sollen, ob die sprachliche und inhaltliche Reduktion nicht noch weiter hätte gehen müssen. Es bleibt der Eindruck, dass die Essenz nicht ganz zu Ende gekocht wurde. Es ist dem Autor allerdings die Raffinesse zuzutrauen, absichtsvoll auch diese Eindeutigkeit zu vermeiden und abermals dem Leser die Entscheidung darüber zu überlassen, ob „Jahrhundertsommer“ ein offenes Kunstwerk ist, das sogar die Frage nach seiner Offenheit offen lässt.



Raoul Biltgen

„Jahrhundertsommer“.
Roman, Verlag wortreich,
Wien, 2015
227 Seiten, 17,80 €

Mit Messer, Pistole oder bloßen Händen?

Kriminalistische Short-Stories aus Wien

Der Naschmarkt ist eines der pittoresksten Wahrzeichen Wiens. Mit exotischen Düften und kunterbuntem Treiben zieht er aber nicht nur Einheimische wie Touristen aus aller Welt in großer Zahl an, sondern auch jede Menge zwielichtige Gestalten, die sich unter „Sonnenbrillenräuber, Prosecco-Schlürfer und Caffé-Latte-Tanten, raffinierte Flohmarktständer und resolute Gemüsehändlerinnen“ gemischt, die ein oder andere Gaunerei erlauben.

Wann die Idee aufkam, einen Fixpunkt wie diesen als gemeinsame Klammer für dreizehn Kurzkrimis zu nehmen sowie einschlägig vorbelastetes Personal mit dem Verfassen ebendieser zu beauftragen, ist nicht bekannt. Fest steht, dass die durch Romane wie „Taxi für eine Leiche“ be-

kannt gewordene Autorin Edith Kneifl nicht weniger namhafte Kolleginnen und Kollegen wie Irma Traut Karlsson, Manfred Wiener, Nora Miedler oder Andreas P. Pittler dazu bewegen konnte, Texte zu einem Sammelband beizusteuern, der vor nicht allzu langer Zeit unter dem Titel „wunders? - „Tatort Naschmarkt“ veröffentlicht wurde. Den Auftakt für den deskriptiven Reigen aus Leicht- bis Schwerstverbrechen macht Gerhard Loibelsberger mit seiner Story „Der Rigoletto vom Naschmarkt“, die genau in jener Zeit angesiedelt ist, in welcher der Detailmarkt (so die Fachbezeichnung) Ende 1916 „als kriegsbedingtes Provisorium“, wie Herausgeberin Edith Kneifl in ihrem Vorwort hervorhebt, auf seinen heutigen Standort an der Wienzeile zwischen Getreidemarkt und Kettenbrücke umziehen musste. Im Zentrum der Erzählung steht der schockierend

brutale Mord an dem „Sauerkraut-Tandler Anton Lehmann“, und wem der sogenannte „Wiener Schmä“ nur als süffisant-zynischer Plauderton aus geglätteten deutsch-österreichischen Fernsehproduktionen geläufig ist, bekommt in Sachen breiteste Mundart nicht nur bei Loibelsberger reichlich Nachhilfe. Überhaupt steht bei den meisten Texten die Auseinandersetzung mit allzu lieb gewordenen Klischees im Vordergrund. Vorneweg müssen hier die sogenannten „Fratschlerinnen“ genannt werden - Marktfräulein, deren robuste Umgangsformen ein - um es mal freundlich auszudrücken, ambivalentes Verhältnis zu Kundschaft und ähnlichen Respektpersonen offenbaren. Da kann es schon, wie in Lisa Lerchers Geschichte „Mit Ablaufdatum“ passieren, dass der herummaulende Gatte in der Müllpresse landet und ein Kerzchen in der Rosenkapelle dafür angezündet



Edith Kneifl (Hg.)

Tatort Naschmarkt.
13 Kriminalgeschichten aus
Wien.
Falter Verlag, Wien 2015.
272 Seiten. 22, 90€

wird, dass der Mann „auch wirklich seine Ruhe findet“.

„Tatort Naschmarkt“ bietet neben recht ernsthaft wie ziemlich ironisch gehaltenen Krimis aber noch etwas weit Grundlegendes: Asyl nämlich, und zwar für unterhaltsame Kurzgeschichten als eine vom Aussterben bedrohte Textform.

ThK

12